

HEPTAËMERON

1. Tag

Es gibt viele Schöpfungsvorstellungen. Auch die Bibel hat mindestens zwei. Sie stehen sinnvollerweise gleich zu Beginn des Alten Testaments komplementär hintereinander in den ersten zwei Kapiteln der Genesis.

Wir interessieren uns hier allerdings nur für die ersten Abschnitte (Gen 1,1–2,3), weil in ihnen die ersten sieben Tage chronologisch wie eine komplette Woche beschrieben werden. Im Unterschied zur zweiten (Gen 2,4–2,25) wird diese erste als sogenannte Priesterschrift bezeichnet. Die zweite, die übrigens älter ist, wird einem Jahwisten zugeschrieben und hat als Zeitraum einen undeutlichen Tag.

Bleiben wir beim Heptaëmeron, dem Siebentagewerk. Zwischen diesem biblischen Text und unserer heutigen Situation gibt es eine ganz wichtige Gemeinsamkeit. Die Schöpfung erfolgt durch das Wort. Gott, und damit der Schöpfer, spricht, und es geschah. Der Autor, also gleichfalls der Schöpfer, schreibt, und es entsteht Poesie. Die Welt wie sie ist, noch einmal schreiben, so heißt es, sei die vornehmste Aufgabe.

Was geschah am ersten Tag? Das ist gar nicht so einfach zu enträtseln. Denn als ersten Satz hören wir: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. Ist dies der erste Tag? Oder müssen wir in Betracht ziehen, dass die Himmelfeste eigentlich am zweiten und die Erde eigentlich am dritten Tag erschaffen wurde?

Im zweiten Satz erfahren wir, dass es bereits eine Erde gibt, denn diese war wüst und leer. Dann heißt es: „Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht.“ Was war das für ein Licht, wenn wir bedenken, dass die Sonne erst am vierten Tag erschaffen wurde?

Es ist inzwischen allgemein anerkannt, dass die Unterscheidung von Licht und Finsternis symbolische Bedeutung hat, und das Licht ausschließlich dazu da ist, die rhythmisierte Zeit zu begründen. Mit dem Licht wird nämlich der Zeitraum eines Tages erschaffen. Aber das Licht bedeutet auch: Wahrheit, Ordnunghaftigkeit, Leben, Gerechtigkeit. Und auch mit der Finsternis geschah etwas: Sie wurde ja nicht erschaffen, denn sie gab es schon vorher. Aber sie wird begrenzt, sie wird neben dem Licht zu einem Element der Polarität innerhalb eines Tages und somit zum Teil einer guten Ordnung.

Dennoch gilt übereinstimmend als ausgemacht, dass die Schöpfung aus dem Chaos erfolgte. Hilft dies uns, die wir Poesie erwarten, weiter? Nur bedingt, deshalb geht es zur weiteren Klärung zurück auf Anfang.

Der Schöpfer steht zunächst vor der Frage, was bewegt er als erstes? Sind es die Engel, seine hilfreiche Schar von Zuarbeitern, die er aktiviert? Ist es das grundsätzliche Erscheinen des Antagonismus, der bis heute als hell und dunkel, gut und böse, oben und unten, vorne und hinten die Welt beherrscht? Ist das Ziel das schleichende Erklären des Unerklärbaren, das langsame Enträtseln der Welt durch den schrittweisen Erkenntnisgewinn, der ggf. voller Tücken daherkommt? Oder liegen seine ersten Bewegungswünsche in der Überwindung des Chaos durch erste Begegnung mit der Ordnung?

In der mittelalterlichen Kunst gehört neben der Erschaffung der Engel die Darstellung des Engelfalles, also der Fall Luzifers, oftmals zum ersten Schöpfungstag. Damit ist auch der Antagonismus gut und böse, aber auch was Ordnung und ihr Gegenteil angeht, angesprochen. Eine klassische Dialogsituation also, die es zu poetisieren gilt.

Und nun tritt der Dichter, Schriftsteller und Hörfunkautor Sebastian Goy auf und in seinem Gefolge die theatererprobte Schauspielerinnen Elisabeth Günther und der Geräusch- und Rumpelkünstler An-

ton Kaun. Alle drei aus dem Künstler-Eldorado Diessen am Ammersee und mit Techniken vertraut, die sie in die Lage versetzen, dem Welttheater mit seinem megaglobalen Anspruch sich auszusetzen und sogar zu bestehen.

Der poetische Dialog, kenntlich gemacht an einem einzigen Langgedicht von knapp 70 Seiten, orientiert sich an dieser Ursituation des Schöpfungsanfangs, wo Urknall und Jüngstes Gericht zusammenfallen und auf dem Wege dorthin ein leitplankenfreies Jammerthal durchschritten werden muss.

Wir verfolgen gespannt und dann auch wieder völlig entspannt die Turbulenzen von Kirchhof-Berdigungen, den Begegnungen von Adam und Eva und immer wieder das Auftauchen des weißen Pferdes der aus dem Lichte reitenden Frau Furtwängler.

2. Tag

Die Woche des Heptaëmerons, des Siebentagewerks, ist voller merkwürdiger Darstellungen. Der zweite Tag ragt hier deutlich hervor. Im biblischen Tagesprotokoll heißt es hierzu: „Mitten in den Wassern sei eine Feste: Sie scheidet zwischen Wasser und Wasser.“ Weiter heißt es: „So machte Gott die Feste und schied zwischen dem Wasser unter der Feste und dem Wasser über der Feste. Der Feste sprach Gott den Himmel zu.“

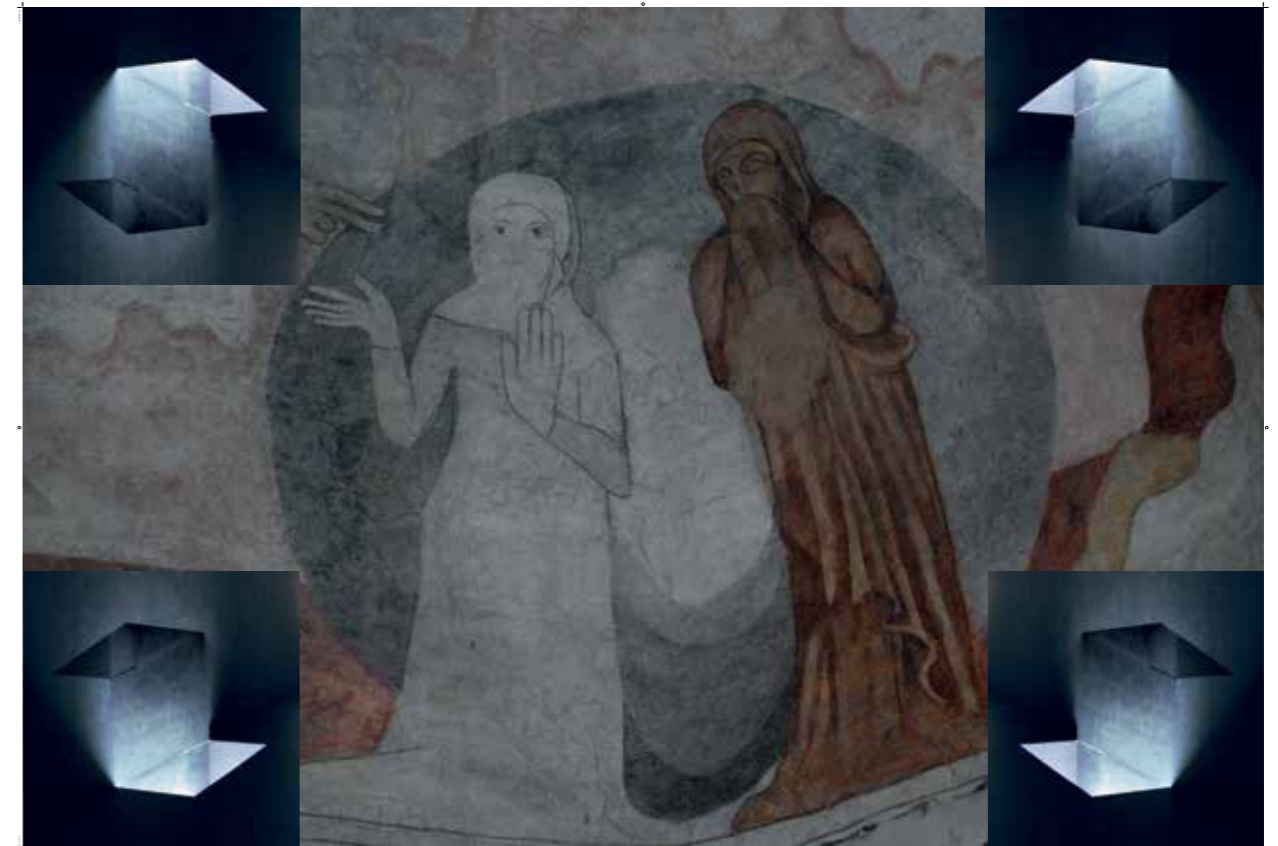
Nun haben nicht nur wir im 21. Jahrhundert Schwierigkeiten mit dieser Vorstellung, die so gar nicht dem entspricht, was der Phantasie des menschlichen Geistes Nahrung geben könnte.

Wovon ist die Rede? Es gibt Wasser nicht nur zuhauf, nein, alles ist ungeschöpft und unbewor-tet ganz so angefüllt mit dem ansonsten fruchtbringenden Nass, dass eine Orientierung gar nicht möglich ist. Es ist gewissermaßen ein Zustand der Vorsintflut weit vor der eigentlichen Sintflut zur Zeit des Noah. Und diesem Zustand wird mit der Erschaffung einer Feste, wie immer sie aussehen mochte, ein Ende bereitet. Stellen wir uns das so vor, diese Feste verdrängt das Wasser und bleibt als erkennbares Schöpfungszeichen, als Himmel oder Firmament zurück.

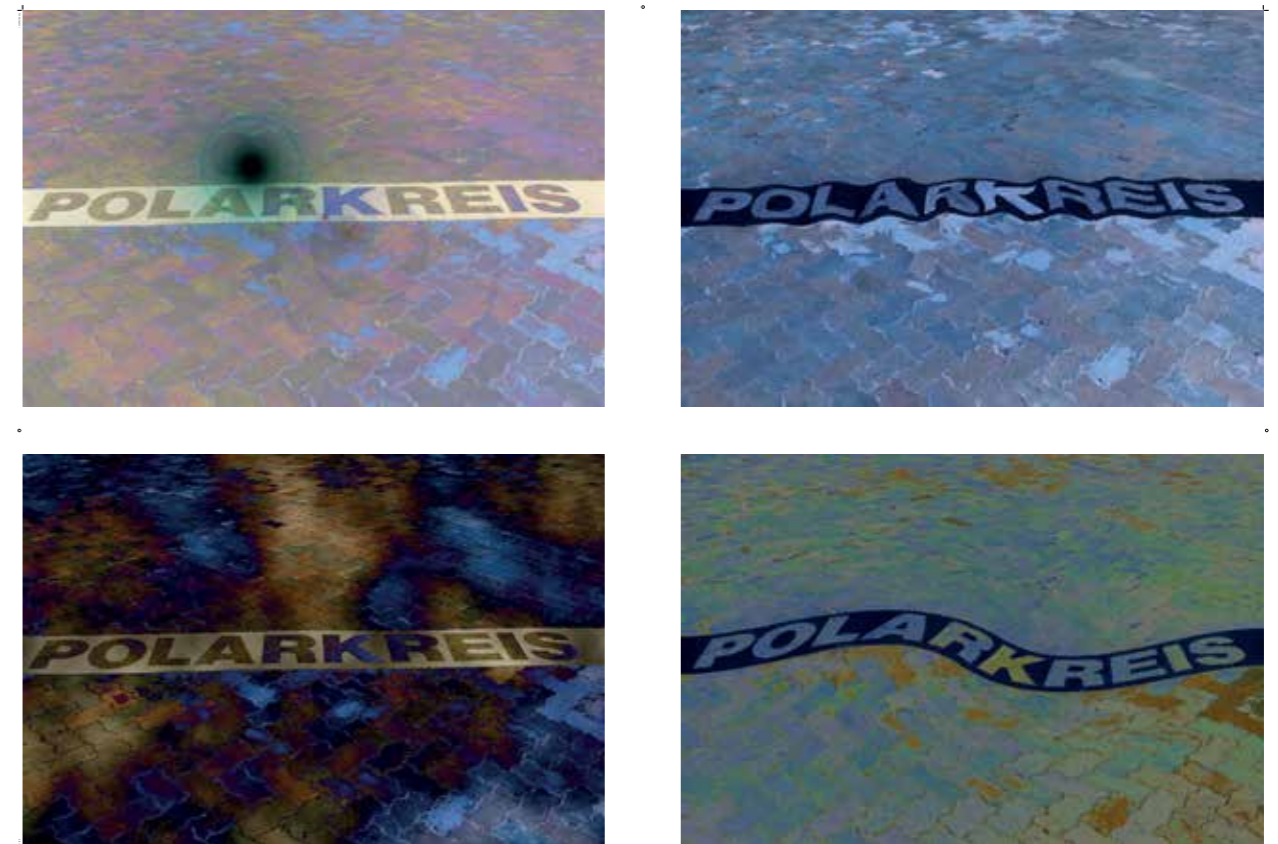
Soweit ist dies nachvollziehbar. Fragen wir aber weiter, wird es schwieriger. Was passiert mit den nun zweigeteilten Wassern? Von dem Wasser unterhalb des Himmels wird in den Berichten der weiteren Tage die Rede sein. Was aber ist mit dem Wasser oberhalb des Himmels? Das bleibt unbekannt und hat schon in der frühen Literatur zu den Schöpfungskommentaren zu Spekulationen geführt. Basilius von Cäsarea im 4. Jahrhundert zum Beispiel, der auch Basilius der Große genannt wird, hält in seinen Homilien diesen Teil des Wassers für notwendig, um dem feurigen Äther des Himmels etwas entgegensetzen zu können, denn ohne dieses Wasser stünde die Welt schon längst in Flammen. Ansonsten äußern sich diese entlegenen Wasser nur noch als recycelter Regen, der entweder in feuchten Gebieten durch Wolken entsteht oder deren Existenz schlichtweg geleugnet wird, weil über der „feinen, luftartigen und übersinnlichen Natur der höher liegenden Körper“ gar nichts derartiges wie Wasser zu erwarten sein könnte. So weit Basilius.

Das ist als Bild und Erklärung alles sehr unbefriedigend, was übrigens auch der Schöpfer so empfunden haben muss, denn es bleibt das einzige Mal, dass am Ende dieses Schöpfungstages die sonst immer auftauchende Wertung ausbleibt, „Gott sah, dass es gut war“. Und das kann nur bedeuten, der Tag war noch unfertig, wenn das Ziel die Erschaffung von Himmel und Erde war.

Was heißt dies für die Poesie? Zunächst einmal nichts, denn eigentlich ist sie noch nicht da. Deshalb sind wir versucht, Vergleiche mit anderen Schöpfungsmythen zu ziehen, um den ihr gebührenden Platz zu erkennen. Nehmen wir die Erzählung der Maori, wo der Schmerz der Trennung der Erde zum Leben verhalf. Da heißt es:



1. Tag, Montag der 13. Juni 2016



2. Tag, Dienstag der 14. Juni 2016

„Wenn ihr eure Augen nach oben richtet, werdet ihr Rangi sehen, er ist der Himmel, unten werdet ihr Papa sehen, sie ist die Erde. Vor langer, langer Zeit trennte nichts den Himmel und die Erde. Papa, die Göttin der Erde und Rangi, der Gott des Himmels, waren verliebt. Sie hielten sich in einem endlosen Kuss umfassen. Zwischen Erde und Himmel gab es keinen Lichtstrahl, keinen Lufthauch, so eng hielt Rangi Papa umschlungen, so fest umarmte Papa Rangi. Es sind die Kinder, die diese Einheit sprengen. Sie drücken den Himmel nach oben, die Erde nach unten, und damit die beiden Ureltern für immer auseinander. Die Erde kann nun für sich leben, doch Rangi und Papa leiden unter ihrer Trennung, nur noch verbunden durch ihre Tränen.“ Soweit diese Schöpfungsgeschichte von den Ureinwohnern von Neuseeland, die in manchen Punkten platonisch erscheint.

Und jetzt ist sie plötzlich da die Poesie, einfach deshalb, weil sie ihr Thema gefunden hat, und das ist die Liebe. Wir hören und lesen von der Liebe viel. Wir wissen, wie breit und unendlich der Horizont dafür ist. Aber wir ahnen jetzt auch, wie sehr die Grundzüge, die Struktur der Liebe in den Anfängen der Schöpfungsgeschichte zu finden ist. Reduziert auf eine mögliche Essenz unseres zweiten Schöpfungstages behaupte ich einmal, die Liebe entstand mit dem Himmel, dem Firmament, dem Äther, dem oberen Horizont. Der Ausgangspunkt ist die heftig-brutale Trennung der Einheit, es folgt ein Leben lang und darüber hinaus die Suche nach jenem Gegenüber, das die Harmonie zwischen den beiden verspricht, wenn sie auseinanderstrebend das Eine, die Vereinigung gefunden haben.

Dies plausibel in Worte gefasst zu haben, ist das Verdienst von Scarlatto Negrentino mit seinem Text über die Liebe, die am Polarkreis endet oder dort erst zur Erfüllung gelangt. Er lässt diese Urform des poetischen Dialogs zwischen zwei Liebenden von zwei Personen vortragen, die sich in diese beiden Rollen hineinversetzt haben, es sind die Schauspielschüler Xiduo Zhao und Anuschka Tochtermann. Die vier Teile Kennenlernen, Aneignen, Trennen, Wiedererkennen setzen den Rahmen, und alles endet am Polarkreis, von dem wir wissen, dass jenseits davon im Sommer die Sonne nicht untergeht und sie im Winter erst gar nicht aufgeht. Die tägliche Gewaltenteilung zwischen Licht und Finsternis, mühsam am ersten Schöpfungstag errungen, ist bereits im Laufe des zweiten Tages wieder gefährdet. Aber wer weiß: die Liebe wird auch diese Konfrontation bestehen.

Bevor es zur Aufführung dieses Textes kommt, haben wir jedoch noch ein Vorprogramm angesetzt, das die schrittweise Annäherung zu unserem Polarkreis aufzeigt.

Wie ging es weiter nach der Trennung von Rangi und Papa? Nachdem die Existenz von Erde und Himmelsgewölbe installiert wurde, war lange in der göttlichen Umgebung unklar, wie das Wesen der Liebe funktionieren sollte. Vieles, was schon erobert und geklärt schien, verschüttete in einem erschreckenden Maße durch haltloses Kriegstreiben. Denken Sie nur an die Titanenkämpfe oder an die wüsten Kapitel im Alten Testament. Wie in einem Sturzflug sondergleichen eroberte das Eherne Zeitalter die Welt und vertrieb das Goldene Zeitalter in einen namenlosen Orkus. In dieser Zeit zeugte Zeus zur Freude seiner menschlichen Exegeten vielerlei Nachkommen. Darunter war, zusammen mit Leto, auch ein Zwillingsspaar, das später, vielvielleicht später, für den scaneg Verlag von wichtiger Bedeutung werden sollte. Es ist hier die Rede von Apollon und Artemis, beide auch mit dem Beinamen Phöbus und Phöbe belegt. Sie zuständig für die Nacht, den Mond und die jungfräulichen Frauen, er zuständig für den Tag, die Sonne und die Kunst. Bevor er diese Position einnahm, musste er eine Liebesinitiation über sich ergehen lassen, die ihn mit dem Erneuerer der Liebe bekannt machte, das war Amor bzw. Eros, geflügelter Sohn der Venus bzw. Aphrodite. Amor führte das Verursacherprinzip ein, und Apollo war der erste, der es zu spüren bekam. Ovid hat es in seinen Metamorphosen dokumentiert. Was macht der Gott, wenn seine Liebe nicht erwidert wird? Im Gegensatz zu den Menschen kann er wenigstens aus dem geliebten Wesen ein Erinnerungsdenkmal machen, in diesem Fall ist es der Lorbeerstrauch, in den die Bergnympe Daphne verwandelt wird. Seither ist der Lorbeer für Apollon eine heilige Pflanze.

Apollon verlegt seine Liebe zum Lorbeer auf die Dichterkrone, mit der im Jahre 1341 Francesco

Petrarca vom König von Neapel erstmals ausgezeichnet wurde. Damit fand schon längst der Wechsel des Machtanspruchs der Liebe von den Göttern auf den Menschen statt. Als Dichter strebte Petrarca nach Ruhm und Lorbeer (lateinisch laurus), und er fand ein Mittel dazu in Laura, seiner angebeteten Geliebten Laura de Noves. Der zweite Text ist das Sonett Nr. 39 von Petrarca.

Die drei weiteren Texte behandeln Stichworte der Liebe, wie sie auch beim Polarkreis-Text eine wichtige Rolle spielen. Das ist das „Reisen“ bei Andrew Marvell aus dem 17. Jh., „Augen“ bei Goethe aus dem west-östlichen Divan und „Sehnsucht“ bei Ludwig Tieck, beide um 1800.

Bevor der Mensch, und in unserem Fall Azzano und Oda vom Polarkreis, sich aufmacht, um die Liebe und damit sich selbst zu suchen, zu finden, zu verlieren und am entlegenen Ort als Einheit erneut zu erkennen, gerät er (der Mensch) um 1800 in die Fängen der Natur, die ihm den längst vergessen geglaubten göttlichen Weg aufzeigen möchte. Am Beispiel des Märchens „Hyazinth und Rosenblütchen“ von Novalis wird dies deutlich. Hyazinth, der Rosenblütchen liebt, verlässt sie, weil er dem Ruf der Göttin Isis, der Mutter der Dinge, der verschleierten himmlischen Jungfrau folgt. Und wen findet er? Lassen Sie sich überraschen.

Nach diesem Märchen ist eine Pause von 15 Minuten und danach geht es bruchlos weiter mit dem eigentlichen Text des Abends „Um Mitternacht am Polarkreis“. Bis dann.

3. Tag

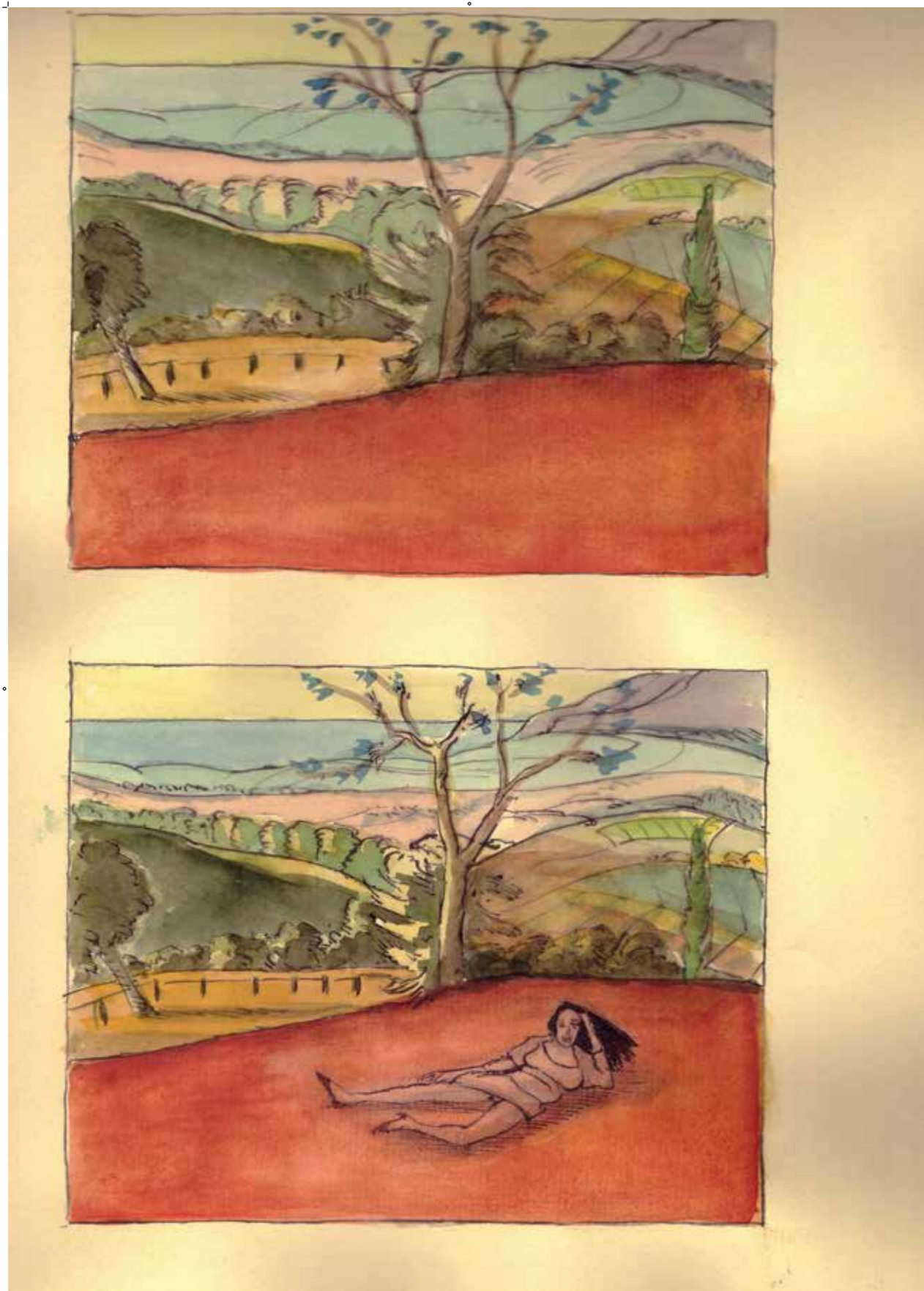
Der dritte Schöpfungstag ist die Ergänzung des zweiten, wo es um den Himmel ging, und behandelt die Erde mit ihren Pflanzen. Davor werden die Wasser unterhalb der Feste so gesammelt, dass das Trockene erscheint. Der Schöpfer erschafft damit gewissermaßen die Trockenheit, was freilich nur möglich sein konnte, weil die Erde als Erde bereits da war, sonst wäre jegliche Sammeltätigkeit im luftleeren Raum verkümmert. Andererseits können wir auch davon sprechen, dass erstmals der Schöpfer Benennungen vergeben hatte. Die Wasseransammlungen nannte er „Meer“, das andere „Erde“ im Sinne von „Land“. Und beides war für ihn gut.

Aber das war für diesen Tag noch nicht alles. Am Nachmittag ging es weiter mit den Pflanzen, vor allem den grünen, mit samentragenden Kräutern und Fruchtbäumen, in deren Früchten der Samen weitergetragen wurde. Auch dies war für ihn gut, was bedeutet, dass am Ende des Tages zweimal das Urteil „gut“ für das Tageswerk zu verzeichnen war, nach dem unbefriedigenden Fehlgriff am Abschluss des zweiten Tages eine erstaunliche Steigerung.

Über diese klare Tages-Disposition können wir nur froh sein. Denn jetzt macht es durchaus Sinn, zweierlei in den Fokus zu nehmen. Einmal die Landschaft allgemein mit ihren Teilen Wasser und Erde, und zum andern Details wie Blumen, Kräuter, Bäume, Steine, Blüten, Fahnenstangen, Bretterzäune, Gartenstühle, Kerzenrauch.

In diesem Sinne kommen nun für diesen dritten Schöpfungstag zwei Autoren zu Wort, die beide bereits weitgehende Erfahrungen damit gemacht haben, dass sie einfach nur unterwegs waren. Der eine, Jürgen Bulla, hatte sich bereits als Autobahnberichterstatter hervorgetan, Gedichte von der Autobahn A8 als Schnittstelle von funktionaler Natur und betriebsgerechtem Verkehr. Er war landschaftserfahren genug, als der Auftrag für den dritten Schöpfungstag formuliert wurde und nur noch die Tür für den poetischen Dialog geöffnet werden musste.

Der andere Autor, Bjarne Geiges, hat es gelernt, mit den Augen zu schreiben. Sein Blick auf das Landschaftsdetail ist bestimmt von einer stereovisionären Dramatik, die ihm lakonisch die Feder bei



3. Tag, Mittwoch der 15. Juni 2016

seinen Haiku führt und nicht verhehlen kann, dass sein Spielfeld das des klassisch durchtrainierten Fotografen ist.

Bleibt noch die Frage nach dem poetischen Dialog zu stellen, der gemäß des Tagungsziels ein mehrfacher ist. Wir erkennen bei Bulla, dass die Landschaft zweimal angesprochen wird, einmal ohne und dann dieselbe Landschaft mit jener geliebten Person, die vom Autor den Namen CARA zugewiesen bekam. Hier ist die erste Möglichkeit für einen poetischen Dialog gegeben, die Landschaft im Zwiegespräch oder Wechselrede mit sich selbst unter Zuhilfenahme des Autors. Bei Geiges ist die Ausgangslage einfacher und deutlicher. Dem Foto ist ein dreizeiliger Text in Form eines Haiku zugeordnet. Beides ergibt eine Einheit. Und weil das alles noch nicht reicht, werden die Bereiche beider Autoren so miteinander verschränkt, dass durch diese Konstellation eine dritte Form des Dialogs entsteht. Cara, dargestellt von Stephanie Kraus, denkt nicht daran, schweigsam ihre Musenrolle bei Bulla über sich ergehen zu lassen. Zu verabredeter Zeit ergreift sie das Wort und trägt zusammen mit Geiges dessen Poesie vor.

4. Tag

So wie die Erde vor Anbeginn des Siebentagewerks wüst und leer war, so müssen wir uns seit dem zweiten Tag den Himmel vorstellen. Der vierte Schöpfungstag macht uns jedoch damit bekannt, dass Leuchten für die Himmelfeste geschaffen wurden, um so den Tag von der Nacht unterscheiden zu können. Das ist mit der Sonne und dem Mond eine eindeutige und nachvollziehbare Sache. Damit werden Zeiten und ihre Periodisierung erneut und diesmal nicht nur symbolisch begreifbar gemacht, ein Wachsen und Vergehen der Pflanzen eingeschlossen. Mit dem Ablauf des vierten Tages werden alle vorher geschaffenen Prinzipien funktionstüchtig.

Aber es fehlt etwas. Der Blick in den klaren Nachthimmel zeigt, wie sehr wir der Macht der Sterne ausgeliefert sind. Erinnern Sie sich noch an Commander David Bowman. Das war der einzige Überlebende des Forschungsraumschiffs in dem Film „2001 Odyssee im Weltraum“ von Stanley Kubrick. Das letzte, was von ihm bekannt geworden ist, als er eines Tycho-Monolithen zwischen Jupiter und seinem Mond Io ansichtig wurde, waren die Worte: „Mein Gott, es ist voller Sterne!“ Dieser Satz stammt übrigens von dem Nachfolgefilm „2010 – Das Jahr, in dem wir Kontakt aufnehmen“ und er zeigt, wie sehr Sterne der Magie unterworfen sind und das Ziel von Sehnsüchten werden. Diese Sehnsüchte sind das Thema des vierten Schöpfungstages, immerhin der letzte Versuch des Schöpfers, den Makrokosmos zu gestalten.

Für Sehnsuchtsorte haben wir einen regelrechten Experten zur Hand. Peter Konrad Wehrli hat den poetischen Dialog im Blut, er stellt Fragen, die beantwortet werden, entweder von ihm selbst oder innerhalb seiner Kurzprosa von anderen. Und in diesem Fall sind es entweder Angesprochene oder Außenstehende. Sehnsuchtsorte hat er gesucht, sein ganzes Leben lang. Er hat für die Dokumentation dieser Suche eine Methode entwickelt, die aus der Not geboren wurde. Stellen Sie sich vor, Sie beginnen mit dem Reisezug eine Weltreise und stellen bei anfahrender Lokomotive fest, dass Sie ihren Fotoapparat vergessen haben. Und bevor Sie sich grün und blau ärgern, kommt die rettende Idee: Sie halten all das in wenigen Augenblicksworten fest, was Sie eigentlich fotografieren wollten. Ein Unterfangen, das für Peter K. Wehrli auch unabhängig von irgendwelchen Reisen allmählich zu einem stattlichen Umfang seiner Einträge führte, und die er in Katalognummern ordnete und als gebundenes Konglomerat „Katalog von Allem“ nannte.

Inzwischen seit mehr als fünf Jahrzehnten beschäftigt sich Wehrli mit Reisebeobachtungen und -reflexionen. Sie wurden zu seinem poetischen Lebensthema. Entscheidend für diesen Umstand mag

die bereits legendär gewordene Autofahrt von Zürich nach Madras 1964 mit der jüngsten Tochter von Thomas Mann Elisabeth Mann-Borgese gewesen sein, der dem Vernehmen nach folgender Dialog vorausging:

Sie: Was schreibst du?

Er: Ein Register von dem, was überall anders ist, von Land zu Land, von Kultur zu Kultur.

Sie: Da wirst du dich wundern, weil nämlich überall alles anders ist.

Hat er sich also gewundert, dieser Peter K. Wehrli, wenn er die Sahara erreichte, an der Piratenküste entlangstrich, die Falkland-Inseln noch vor dem kriegerischen Treiben erkundete, oder die drei Guyanas als einzige nichtiberische Zone in Südamerika bereiste? Das kann sein angesichts der Sterne, die auch für Wehrli Sehnsuchtsorte sind oder sein können. Natürlich ganz bestimmte, solche, die vielleicht am Äquator liegen, solche auch, in denen portugiesisch gesprochen wird, zweifellos seine Liebessprache, deshalb trifft man ihn immer wieder in Brasilien, Mozambique, Guinea-Bissau, São Tomé und Príncipe oder eben auf den Kapverdischen Inseln, deren Besuch in einem Dezember ihn in den Kreis der Phöbus-Poesie einführte.

Sehnsuchtsorte: die Bibel ist voll davon, die Welt ist voll davon, die Köpfe sind voll davon, der Himmel ist voll davon, wie man an dem Himmel von Caprarola sieht. Wir lassen uns gerne an die Sehnsuchtsorte von Peter Konrad Wehrli hinführen, die sicherlich mit seinen Erlebnisformen zu tun haben: Erwartung, Durchführung und Erinnerung eines Aufenthaltes.

5. Tag

Der fünfte Schöpfungstag ist der Tag der individuellen Behausung für die Massenhaltung. Er ist auch der Tag für die Sprache. Bevor die Lebewesen als Vier- oder Zweibeiner wie selbstverständlich die Erde bevölkern, werden an diesem Tag die Wesen der angrenzenden Elemente Wasser und Luft erschaffen. Wir reden also von den Fischen und den Vögeln oder im Duktus der deutschen Bibel in ihrer geschraubten Art der Übersetzer Riessler/Storr:

„Das Wasser wimmle von lebendem Gewimmel und auf Erden an der Himmelsfeste fliege Geflügel. So schuf Gott die großen Meerestiere und alle anderen lebenden Wimmelwesen, wovon die Wasser wimmeln, nach ihren Arten und der beschwingten Vögel jegliche Art.“

Wir haben erstmals leibhafte Lebewesen vor uns, die wir uns am besten so vorstellen wollen, dass die Vögel in Mansarden wohnen und dadurch den luftigen Höhen nahe sind, während die Fische im Souterrain leben, wo sie mit den wässrigen Tiefen verbunden sind. Wenn durch das Haus Vogelgezwitscher und wortloses Gegluckse zieht, dann mag dies für den hausinternen poetischen Dialog kaum verständlich erscheinen. Hört man jedoch genauer hin und begreift diese Zwiesprache als Wahrnehmungsaufforderung, dann wird klar: bereits in einem Monolog können sich Dialogformen bilden, auch wenn ihre Transformationsmöglichkeit aufgrund von Konfrontationsumständen verschiedener Stimmen im mittleren Stockwerk endet. Und es ist der Zuhörer, der als Dialogpartner miteinbezogen wird.

Beginnen wir mit der Poesie in der Mansarde. Stellen wir uns vor, alles, was die ersten Tiere an Geräuschen, an poetischem Beiwerk zu erkennen geben, sind anfangs alles Neuschöpfungen, also Neologismen. Wie sollte dies auch anders sein? Marlon Poggio ist der Bewohner dieser Mansarde. Der Klang, erst der Buchstaben, dann der Silben und Wörter, schließlich durch Pausen und Bindungen auch Sätze oder Satzteile kreierte Bedeutungen und durch vielerlei Virtuosität kann er Bekanntes um- und neudeuten und der Sprachkonstruktion ein anderes, ja unbekanntes Fluidum geben. Da wird wie bei dem Vogelgezwitscher die Wort- zur Lautmalerei und jeder der Zuhörer hält inne, wenn in diesem Kontinuum Zwischenräume oder Zweit-räume wahrgenommen werden, die die Stimmen-



4. Tag, Donnerstag der 16. Juni 2016



5. Tag, Freitag der 17. Juni 2016

polyphonie im Treppenhaus noch verstärken. Das freie Spiel der Sprache, das das Wort beim Wort nimmt und dabei Weichheit härtet respektive Härte erweicht, ist das Ergebnis. Da nimmt es nicht Wunder, dass sogar eine Zueignung für seine eigene poetische Stimme formgerecht als Gedicht daherkommt.

Jedenfalls klippt und zirpt es wie in einer Vogelvoliere und jeder, der sich dem aussetzt, erkennt, dass er selbst ein Teil des poetischen Dialogs ist.

Nach der Pause finden wir im Souterrain die Fortsetzung der Poesie mit dem Pädagogen Stefan Erhardt. Inzwischen sind wir bereits gestählt durch die Sprachreinigung und wir können uns der musikalischen Lebensreinigung zuwenden. Die Sprache der Fische ist eine eigenartige. Sie funktioniert aber besonders drastisch, wenn ihr musikalische Töne unterlegt wird, weil diese die angeblich stummen Lebewesen in einem grandiosen Maße lebenskräftig machen. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Gesänge der Buckelwale, die seit 40 Jahren als Aufnahmen bekannt sind und eigentlich ja keine Fische, sondern Säugetiere sind, was wir aber in diesem Zusammenhang vernachlässigen. Die Dokumentation jedenfalls ist würdig und kommt der Arbeit von John und Alan Lomax am nächsten.

Wer sein Leben reinigen will, hat in der Regel Grund dafür. Diese Reinigung kann mehrere Phasen einnehmen, emotionale wie Liebe, Schicksal, Bitternis, Abschied, oder auch nichtemotionale. Dazwischen liegen die Töne musikalischer Instrumente: Schlagzeug, Bass, Klavier, Saxophon, alle vier Spieler leisten hilfreiche Dienste für die Reinigung, nicht nur, dass sie musikalisch das Souterrain vollschallen, sondern es auch mit Rhythmus, Melodie, Tonraum, Klangfarbe füllen, und das alles mit Worten, also mit Poesie.

6. Tag

Der sechste Schöpfungstag ist ein reichlich umfangreicher Tag, denn alles Getier, das auf der Erde vorgesehen war, erblickte das Licht der Welt. „Die Erde zeuge Lebewesen je nach ihrer Art“ heißt es zusammenfassend, gemeint waren Wild, Vieh und Gewürm, die, wie eben zitiert, von der Erde selbst gezeugt wurde. Aber das war noch nicht alles, und der Tag war auch noch nicht zu Ende. Nehmen wir an, es war am Nachmittag nach dem Mittagschlaf, als der Schöpfer die Idee in die Tat umsetzte, den Mensch nach seinem Abbild zu erschaffen. Nach seiner Vorstellung sollte diese Gattung von Lebewesen, die als Mann und Frau namenlos in Erscheinung traten, herrschen „über des Meeres Fische, über des Himmels Vögel und über alle Lebewesen, die auf Erden wimmeln“. Und weil auch dies wichtig war, wurde die Überlegung ausgesprochen, Kraut und Baumfrüchte, beides samentragend, als Menschennahrung vorzusehen, während die grünen Pflanzen die Ernährung der restlichen Erdbewohner sein sollten. Am Ende des Tages hieß es, dass der Schöpfer alles sah, was er gemacht hatte, und dass es diesmal sehr gut war.

Damit war die Vielfalt der Erschaffung abgeschlossen, die sichtbare Welt mit Himmel und Erde galt als vollendet. Der Mensch gehörte dazu und da er sich dem Verlangen des Schöpfers gegenüber sah, dass er fruchtbar sein und für Vermehrung sorgen sollte um damit die Erde zu füllen, war seine Rolle ziemlich festgelegt.

Hat der Mensch als Ebenbild des Schöpfers den Auftrag, selbst kreativ zu wirken? Von einer Bearbeitung und Pflege dessen, was der Mensch gestaltend hervorbringt, also der Kultur, war bislang noch nicht die Rede. Nur bedingt gehört die Fortpflanzung dazu, wenngleich es hier immer wieder zu ereignisreichen Ergebnissen kommt. Auch wenn mit dem Ackerbau und der Jagd vermutlich die ersten Kulturen geschaffen wurden, der hauptsächliche Schwerpunkt im kulturellen Umfeld des



6. Tag, Samstag der 18. Juni 2016

Menschen wird die künstlerische Tätigkeit und hier vornehmlich die wortgestalterische zu suchen sein. Müssen wir also mit der Erschaffung des Menschen auch das Erscheinen oder zumindest langsame Erwachen des poetischen Ausdrucks annehmen? Immerhin wissen wir von dem Geist Gottes, dass er am Anfang der Schöpfungsgeschichte über den Wassern schwebte, im Idealfall ist dies das Bild der noch stummen Poesie.

Oder ist die Kultur als Schuld gegenüber dem Verlust der naturalen Unschuld aufzufassen?

Wie auch immer: Zum Sprechen gebracht wurde die Poesie durch den Menschen, am sechsten Schöpfungstag erhält sie somit auch den Modus der Aktivität. Und wenn an diesem neuen modalen Zustand noch hilfreiche Geister mitwirkten, dann kann das nur von Vorteil sein. Neun oder zehn Inspiratoren, wie wir sie uns als Musen vorstellen wollen, sind geeignet, der Poesie Farbe und Profil zu geben, ganz gleich, ob der Schöpfer nun an sie gedacht hat oder nicht.

János Stefan Buchwardt ist gewiss nicht der erste, der sich mit den Musen einlässt, aber ein richtiger Wettstreit mit ihnen gehört eher zu den selteneren Fällen. Es sind nicht nur die von Hesiod her bekannten klassischen neun, sondern auch noch zusätzlich als zehnte eine gewisse Sappho aus Lesbos, deren dichterischer Ruhm nach ihrem Tod so gewaltig answoll, dass ihr nicht nur eine kanonische Bedeutung zukam, sondern sie angeblich von Plato als zehnte Muse bezeichnet wurde.

Buchwardt präsentiert einen Wettbewerb mit Stellungswechsel zwischen einem Poetenzögling, den Musen und einem rasonierenden Alter Ego. Im Hintergrund lauert als Wettkampfgegner Apoll, der schon manchen Verlierer zur Strecke gebracht hat, ich erinnere nur an Marsyas. Unterbrochen wird die Vorstellung von Gedichten, die der Autor als ersten Beitrag für die Phöbus-Poësie mit dem schönen Titel „Ankündigung der Sterblichkeit“ geschrieben hatte.

7. Tag

War es das mit den Schöpfungstagen? Eigentlich schon, wenn wir nicht noch einen siebten Tag hätten, der Ruhetag und Zusammenfassung in einem ist. In der Bibel heißt es, dass der Schöpfer sein ganzes Werk am siebten Tage vollendet hatte, und er von seiner Arbeit ruhte. Dann segnete er und heiligte ihn. Wohlbermerkt, er segnete den Tag, nicht wie in den beiden Tagen zuvor, die Tiere und den Menschen. Und der Tag wurde noch geweiht oder geheiligt, heißt, der Schöpfer hat hier weder einen Ort noch einen Raum noch etwas Gegenständliches ausgezeichnet, sondern einen Zeit-Raum, der aus dem Profanen für das Göttliche ausgesondert wurde.

Wir haben es zwar mit einem besonderen Tag zu tun, aber der Ort, wo wir diesem Prozess der Feier beiwohnen, ist gekennzeichnet von unfeierlichem Ambiente. Wir betreten einen Raum, der sich schnell als Vorzimmer eines noch wichtigeren Raumes herausstellt. In diesem Vorzimmer herrscht ein merkwürdiges Fluidum. Es gehört wie der Hauptraum zum Heiligtum der Poesie. Darin wächst alles, was der Gärtner Phantasie je erdichten könnte, der, wenn er Blumen züchtet, nie zweimal dieselben hervorbringt. Und so werden die Personen, die hier agieren und residieren, zum Zeugen einer Wortkunst, sei es von ferne, sei es von nah.

Natürlich sind wir in diesem Raum im Reich der Vorzimmerdame. Dieser obligatorische Ausdruck ist auch hier allgemein gültig. Es ist bekanntlich der Ort der Zuarbeitung, die Zentrale für Ideen-Konferenzen aller Art, die eigentliche Schaltstelle für allgemeine Willensbildung, kurz Herz und Gemüt kurrenter Entscheidungspotenziale. Nehmen wir einmal an, dass wir dort Xóchil A. Schütz antreffen, die vor Jahren europaweit Erfahrungen als virtuose Slam-Poetin gemacht hat und nun dabei ist, aus ihren sechs Schubladen die Weltschöpfung anhand der bekannten Stichworte in

Poesie zusammenzufassen. Sie lässt sich dabei inspirieren von einem Blick durch das weiträumige Fenster auf eine makellos wirkende Windlandschaft, wo im Hintergrund das Vorkarwendelgebirge nahe am Hinterriß als Bergkuppe der Schafreuter zu sehen ist, mal mit, mal ohne Wolkenhänge. Wir kennen diesen Blick schon seit geraumer Zeit und wissen um die Bedeutung ihres Maler-Chronisten Martin Gensbaur, für den einen oder andern der Edward Hopper vom Walchensee.

Bevor ich Xóchil Schütz das Wort übergebe, sei noch auf einen wichtigen Umstand hingewiesen. Die geweihte Feierlichkeit des Tages erfordert von allen Seiten einen Tribut. Mein Teil davon wird es sein, Ihnen musikalisch etwas anzubieten, der Teil der Zuhörer wird darin bestehen, diesem Lied aus der Konserve so andächtig wie möglich und nötig zu lauschen. Denn in diesem Lied sollen sich die angekündigten Stichworte der sechs Schöpfungstage irgendwie widerspiegeln. Wir hören als Einstimmung der Wortpoesie für zwei Minuten und 17 Sekunden einen a cappella Gesang einer für diesen Moment sehr geeigneten nahezu überirdischen weiblichen Stimme, die eines der schönsten Liebeslieder aus dem Spätmittelalter, vor ziemlich genau 50 Jahren durch Simon & Garfunkel bekannt geworden, vorträgt, anschließend kommt Xóchil A. Schütz zu Wort.

Hinter dem Vorzimmer liegt der Thronsaal. Die Tür steht offen, drinnen ist niemand zu sehen. Alles sieht aber so aus, als ob die Abwesenheit desjenigen, der normalerweise auf dem Thron sitzt, nur kurz ist. Denn Diadem, Purpurchlamys und ein Buch, also die Insignien des Schöpfers, liegen auf dem Sitz und zeigen seine Gegenwart oder wenigstens die Vorbereitung für die Rückkehr an. Aber wo ist er, warum ist er nicht da? Vielleicht spielt sich seine Feierlaune ganz woanders ab, nicht unbedingt an seinem Arbeitsplatz, sofern man diesen Saal dafür halten mag. Wir könnten unverrichteter Dinge uns wieder abwenden, hätten wir nicht eben einen unartikulierten Klagelaut gehört. Stammt er von dieser Taube, die plötzlich aufgetaucht ist und aufgeregt herumflackert? Oder stammen diese Geräusche von dem Buch auf dem Sitz? Und sind diese Laute Ausdruck der Poesie?

Auch für Klagelaute gibt es ausgewiesene Experten. Carl-Ludwig Reichert ist einer davon, weil er sich mit dem Blues auskennt. Er kennt sich auch mit der hiesigen Mundart aus, was vielleicht nicht unwichtig ist, weil das vorhin genannte unartikulierte Geräusch natürlich auch ein unverständlicher Mundartruf sein könnte. Deshalb sind wir froh, wenn er uns gleich erklärt, wie der bairische blues funktioniert, und ob dieser mit der Geräuschkulisse des Thronsaals irgendetwas zu tun hat.

Bevor ich ihm aber das Wort erteile, sind noch zwei Sachen zu klären. Die eine Sache betrifft die Taube. Wir wissen aus dem ersten Abend, dass bereits vor der Schöpfung ein Geist über den Wassern wehte. Wir wissen auch, dass gerade bei den heutigen Feierlichkeiten zum 858. Gründungsfest von München, oder dem ebenfalls heutigen Pfingstfest der Orthodoxen auf der Suche nach Einheit, ein hilfreicher Geist immer Ordnung schaffen könnte. Wir wissen andererseits seit langer Zeit, dass die Taube diesen Geist repräsentiert, woraus folgt, dass der Geist nicht nur irgendwie, sondern regelrecht konkret anwesend ist. Also, was ist das für ein Geist?

Die zweite Sache betrifft Carl-Ludwig Reichert. Er ist vorgestern 70 Jahre alt geworden, Halleluja. Da ich vorhin für Xóchil ein Lied gespielt habe, muss ich dies auch für ihn tun, schließlich hat sich an der Heiligkeit des Tages noch nichts geändert. Andererseits ist es gar nicht einfach, etwas zu finden, was für diesen (Blues-)Ort, für diesen (siebten) Tag, und für diese Person angemessen wäre. Aber alles ist machbar, nicht nur diese drei Punkte, sondern sogar die Verbindung der zwei Sachen Geist und Halleluja. Halten Sie mit mir jetzt also die Luft an, lauschen Sie auf Text und Töne, versuchen Sie möglichst nicht zu lachen, sondern denken Sie an unseren weihvollen Tag und bemerken Sie bitte, dass wir bei dem Liedschema eine erweiterte Bluesform AAAB haben. Noch einmal: vermeiden Sie zu lachen, die Lage und die Sache ist ernst genug, auch wenn das Lied von 1969 ist, nach zwei Minuten und 21 Sekunden darf dann Carl-Ludwig tätig werden.

PHÖBUS POËSIE

HEPTAËMERON

SIEBENTAGEWERK UND POETISCHER DIALOG



**Und es steht ein geplantes Zelt
Im Hall von ferner Weite
Darin der Zauber des Schalls
Bilderreich und ausdrucksvoll
Als Inschrift des Lebens
Imprägniert mit den Farben des Gartens
Geformt mit Worten und Taten**

7. Tag, Sonntag der 19. Juni 2016